

k.

Leseprobe aus:

**Nicolas Remin**

## **Die Masken von San Marco**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

## I

Die Bombe, aus der gaffenden Menge herausgeschleudert, detonierte mit einem gewaltigen Feuerball, als die Kutsche Napoleons III. vor dem Pariser Opernhaus zum Stehen kam. Die Explosion ließ das Glasdach über dem Eingang einstürzen, zerfetzte ein halbes Dutzend zivile Opernbesucher und brachte die Gasbeleuchtung auf der Straße zum Erlöschen. Nachdem man die verkeilte Kutschentür aufgebrochen hatte, stellte sich heraus, dass der Kaiser und die Kaiserin unverletzt waren. Als Kaiserin Eugénie die Loge mit blutbeflecktem Kleid betrat, ging ein besorgtes Raunen durch das Parkett, doch es handelte sich lediglich um das Blut eines Adjutanten. In der Pause nahm das Kaiserpaar die Glückwünsche des herbeigeeilten Kabinetts entgegen. Die Rückkehr des kaiserlichen Paares in die Tuilerien glich einem Triumphzug. Ganz Paris war auf den Beinen, um den wunderbar Verschonten zuzujubeln.

*Ein Triumphzug. Eine ganze Stadt, die den Verschonten zuzubelt.*

Franz Joseph legte die Mappe mit den Zeitungsausschnitten wieder auf den Schreibtisch zurück, erhob sich und trat ans Fenster. Die herbstliche Sonne hatte die Wolken im Westen zu einem verwaschenen, grauen Federstrich verfärbt, und ein plötzlicher Windstoß tauchte den Innenhof der Hofburg in gelbliches Blättergeflechter. Auf der anderen Seite des Platzes fegte ein alter Mann mit einem

Reisigbesen Blätter über den Kopfsteinen zusammen; ein zweiter kam angeschlurft und blieb stehen, um mit ihm zu plaudern. Franz Joseph schloss die Augen, und einen Moment lang verwandelte seine Phantasie die beiden alten Männer in eine jubelnde Menschenmenge, die ein wilder Sturm monarchistischer Begeisterung vor seine Fenster getrieben hatte.

*Eine ganze Stadt, die den Verschonten zujubelt.*

Die Idee war genial. Vor allem war sie seine eigene Idee, obwohl er sie, zugegebenermaßen, zunächst als nicht ganz ernst gemeinte Andeutung geäußert hatte, fast ein wenig erschrocken über seine eigene Kühnheit. Dass sein Generaladjutant, Graf Crenneville, die Andeutung aufgegriffen und die konkrete Planung veranlasst hatte, gab ihm jedoch nicht das Recht auf geistige Urheberschaft. Franz Joseph nahm sich vor, gegebenenfalls darauf hinzuweisen – wenn alles befriedigend verlaufen war.

Er trat vom Fenster zurück, als Crennevilles schwarze, von zwei Pinzgauer Pferden gezogene Kutsche den Innenhof überquerte, sich den Wachsoldaten näherte und rumpelnd zum Stehen kam. Die Soldaten salutierten, dann zogen die Pferde wieder schnaufend an, und er hörte, wie das Klappern der eisenbeschlagenen Hufe leiser wurde und der Wagen in der Durchfahrt verschwand.

Sie waren also gekommen – Graf Crenneville zusammen mit diesem Oberst Hölzl –, und sie würden in ein paar Minuten sein Arbeitszimmer betreten, um die Einzelheiten zu besprechen. Franz Joseph spürte, wie sich sein Magen verkrampfte. Er schloss den angelehnten Fensterflügel mit einem militärischen Ruck und zog seine Uniformjacke am Hals zusammen – es fröstelte ihn. Die Öfen seines Arbeitszimmers, riesige weiße Kachelöfen, die von separaten Flu-

ren aus beheizt wurden, stammten aus den Tagen Maria Theresias und spendeten nur wenig Wärme. Wenn in sechs Wochen der Winter einsetzte, würde er sich wieder mit *scaldinos*, tragbaren kleinen Öfen voll glühender Holzkohle, behelfen müssen.

Nein, dachte er seufzend, während er wieder an seinem Schreibtisch Platz nahm und mechanisch nach dem Federhalter griff, niemand konnte der Kaiserin verdenken, dass jeder längere Aufenthalt in der Hofburg sie an den Rand eines Nervenzusammenbruchs trieb. Wie sehr sie unter der stickigen Luft der Hofburg und dem düsteren Prunk des spanischen Hofzeremoniells litt, wusste er, aber er hatte ihr nie zu helfen vermocht. Alles, was er tun konnte, war, Verständnis für ihre Zustände aufzubringen und ihr zu versichern, dass er sie liebte – falls es ihr denn, dachte er mit einem Seufzer, noch etwas bedeutete.

Jedenfalls schien ihr die kleine Venedigreise, die sie in der nächsten Woche antreten würden, nicht unwillkommen zu sein. Ganz gegen ihre Gewohnheit hatte sie seine Aufforderung, ihn auf diesem Besuch zu begleiten, nicht zurückgewiesen, schien sich fast ein wenig auf ein Wiedersehen mit der Lagunenstadt zu freuen.

Was genau er in Venedig plante, hatte er ihr vorsichtshalber verschwiegen. Aus naheliegenden Gründen war es erforderlich, den Kreis der Eingeweihten so klein wie möglich zu halten. Wenn die Sache ans Licht kam, war der politische Schaden unabsehbar. Zudem war zu befürchten, dass die Kaiserin sein Vorhaben missbilligen würde. Und das Letzte, was er sich wünschte, war ein Streitgespräch, das mit der Abreise einer grollenden kaiserlichen Gattin an den Starnberger See endete.

Fünf Minuten später waren Schritte im Vorzimmer zu

hören, und ein livrierter Lakai erschien an der Tür. «Graf Crenneville und Oberst Hölzl, Majestät.»

Franz Joseph straffte den Oberkörper. Er tauchte den Federhalter in das Tintenfass und beugte sich über die Akten auf seinem Schreibtisch.

«Lass die Herren eintreten», sagte er knapp.

Er würde, den Federhalter in der Hand und die Augen fest auf die Akte gerichtet, langsam bis zwanzig zählen, danach den Kopf nachdenklich wiegen und schließlich *günstig erledigen* an den Rand des Aktenstücks schreiben. *Günstig erledigen* passte fast immer. Dann erst würde er geruhen, seinen kaiserlichen Blick zu heben und die Anwesenheit der beiden Herren mit zerstreuter Miene zur Kenntnis zu nehmen. Auf keinen Fall durfte der Eindruck entstehen, er hätte bereits auf den Besuch gewartet.

Oberst Hölzl, dessen Herz so heftig schlug, als könne es jeden Moment zerspringen, blieb unwillkürlich einen Schritt hinter Crenneville zurück, der sich seinerseits mit behäbiger Gelassenheit dem Schreibtisch des Kaisers näherte. Das auf Hochglanz polierte und nach Bienenwachs duftende Parkett wirkte auf Oberst Hölzl so glatt wie eine Eisfläche, und er fragte sich, wie viele Besucher bereits auf dem Weg zum kaiserlichen Schreibtisch gestürzt waren.

Der Allerhöchste hatte den Kopf nicht gehoben, als sie über die Schwelle des Arbeitszimmers getreten waren. Er las, ganz so wie es seinem öffentlichen Bild entsprach, konzentriert in einer Akte. Oberst Hölzl sah, wie sich beim Lesen seine Lippen bewegten. Schließlich schrieb der Kaiser nachdenklich zwei Wörter an den Rand des Aktenstücks. Dann erst erhob er sich aus seinem Stuhl, trat neben den Tisch und blickte ihnen entgegen: ein mittelgroßer, fast

schmaler Mann mit haselnussbraunen Augen und einem Bart, der ein wenig zu groß für sein Gesicht zu sein schien. Oberst Hölzl fand, dass Franz Joseph nicht ganz so majestätisch aussah wie auf den Bildern in den Amtsstuben.

Crenneville hatte ihn pünktlich um vier Uhr nachmittags in seinem Hotel abgeholt, und die zehn Minuten, die der Wagen zur Hofburg unterwegs war, hatten sie dazu genutzt, noch einmal alles durchzusprechen. Die Idee war kühn und originell. Denn was könnte die liberalen Abgeordneten des Hohen Hauses mehr davon überzeugen, dass die Abrüstung der Italienarmee ein verhängnisvoller Fehler war, als ein spektakuläres Ereignis auf der Piazza San Marco?

Oberst Nepomuk Hölzl, jung, ehrgeizig und Chef der militärischen Abwehr in Verona, war vor sechs Wochen telegraphisch nach Wien gerufen worden, um vom Generaladjutanten des Kaisers mit einem äußerst delikaten Kommando betraut zu werden. Daraufhin hatte er einen Plan entwickelt, der ebenso kühn war wie die Idee selbst.

Crenneville war beeindruckt – speziell von der originellen Lösung eines zusätzlichen Problems, das sich noch während der Planung ergeben hatte. Vielleicht, dachte Oberst Hölzl, war das der Grund, aus dem ihn Crenneville mit in die Hofburg gebeten hatte. In jedem Fall war es eine Ehre, in Gegenwart des Allerhöchsten das Wort zu ergreifen. Das alles würde seiner Karriere einen gewaltigen Schub verpassen.

Sie hatten, nachdem der Kaiser sie mit ausgesuchter Höflichkeit begrüßt hatte, auf zwei schlichten Bugholzstühlen Platz genommen, die vor dem Schreibtisch des Kaisers standen. Crenneville hatte bereits seit einer halben Stunde gesprochen und kam jetzt zum Ende seines Vor-

trags. «Allerdings», schloss er lächelnd, «hat sich noch eine kleine Variation ergeben.» Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und klappte seinen Notizblock zusammen. «Herr Oberst?»

Oberst Hölzl hob den Kopf und registrierte befriedigt, dass seine anfängliche Nervosität vollständig verfliegen war. «Es gibt tatsächlich eine Gruppierung in Venedig», sagte er langsam, «die anlässlich des hohen Besuches einen Anschlag auf das Leben Ihrer Majestät plant.»

Der Federhalter des Kaisers geriet bei dem Wort Anschlag in ein nervöses Wippen. «Wie bitte?»

«Unsere Agenten haben erfahren», fuhr Oberst Hölzl fort, «dass in drei Tagen jemand mit einer größeren Menge Sprengstoff nach Venedig unterwegs sein wird. Er arbeitet für Leute aus dem Umkreis des *Comitato Veneto*, einer Turiner Gruppierung, in der wir einen Maulwurf platzieren konnten.»

Der Kaiser runzelte die Stirn. «Steckt die piemontesische Regierung dahinter?»

Oberst Hölzl schüttelte den Kopf. «Dafür gibt es keine Indizien.»

«Was haben diese Leute vor?»

«Unser Agent weiß nur, dass ein Sprengstoffspezialist nach Venedig reisen wird, um die Operation zu leiten. Er kennt jedoch die genaue Zugverbindung und die *Codes*.»

«Welche ... *Codes*?»

«Die Kleidung, die der Mann tragen wird, damit er erkannt wird. Und die Parolen.»

«Ich kann Ihnen nicht ganz folgen.»

«Aus Sicherheitsgründen», sagte Oberst Hölzl, «beschränkt sich der Kontakt zwischen den verschiedenen Gruppierungen auf ein Minimum. Sie sind sich behilflich,

achten aber streng darauf, dass man nur das Allernötigste voneinander weiß.»

«Wollen Sie damit sagen, dass der Mann, der den Sprengstoff nach Venedig bringt, die venezianische Gruppe nicht kennt?»

Oberst Hölzl nickte. «Ebenso wenig wie die venezianische Gruppe ihn. Deshalb die *Codes* – in unserem Fall eine schwarze Trauerbinde und das *Giornale di Verona*. So kann im Ernstfall niemand den anderen verraten. Der Austausch verläuft über eine Deckadresse in London und dauert in der Regel zwei Monate.»

«Warum verhaften wir den Mann nicht gleich am Bahnhof?»

«Weil er uns vorher zu den Verschwörern führen muss.»

«Also werden Sie zuschlagen, sobald Sie wissen, wie groß die Gruppe ist und wer ihr angehört.»

«Die andere Möglichkeit wäre», sagte Oberst Hölzl, «dass wir den Mann, der den Sprengstoff nach Venedig bringt, durch unseren Agenten ersetzen. Er könnte einen Herzanfall im Coupé erleiden oder unglücklich aus dem Fenster stürzen. Dann würde unser Agent das *Giornale di Verona* an sich nehmen, die schwarze Armbinde überstreifen und sich am Bahnhof ansprechen lassen. Wir hätten einen Maulwurf direkt im Herzen des Feindes und wären nicht auf riskante Observationen angewiesen.»

«Und können die Gruppe jederzeit verhaften lassen», sagte der Kaiser.

Oberst Hölzl hob die Schultern. «Es wäre allerdings klug, die Festnahme nicht vom Militär, sondern von der venezianischen Polizei durchführen zu lassen.»

«Warum das?»

Crenneville schaltete sich ein. «Majestät erinnern sich, dass der Sinn der ganzen Operation darin besteht, auf die katastrophale Unterfinanzierung der Italienarmee hinzuweisen. Eine unterfinanzierte Armee hat keine effektive Abwehr. Deshalb sollten wir die Aufdeckung des Attentats der Zivilpolizei überlassen. Unser Agent wird ein paar Spuren legen, die man unmöglich übersehen kann.»

Der Kaiser wiegte nachdenklich den Kopf. «Und dieser Mann, den Sie ausgewählt haben – können wir uns wirklich auf ihn verlassen?»

«Das Herz, das in seiner Brust schlägt, ist Majestät treu ergeben», sagte Oberst Hölzl ein wenig pathetisch.

Das war gewaltig übertrieben, denn tatsächlich hatte es sich als schwierig erwiesen, in der Kürze der Zeit einen geeigneten Mann zu finden. Crenneville gegenüber hatte Oberst Hölzl diesen Umstand nicht erwähnt, und es schien ihm auch wenig ratsam, diesen Punkt vor den Ohren des Kaisers zur Sprache zu bringen.

«Von wo wird unser Agent auf mich feuern?», erkundigte sich der Kaiser.

Eine merkwürdige Frage, dachte Oberst Hölzl. Darüber hatte Crenneville doch lang und breit gesprochen. Aber vielleicht wollte der Kaiser ja nur sein Gedächtnis auf die Probe stellen.

«Von einer Dachluke des Palazzo Reale», antwortete Oberst Hölzl, «während der Ansprache Seiner Majestät. Er wird Schießpulver mit kräftiger Rauchentwicklung benutzen, und man wird einen lauten Knall hören. Nach dem ersten Schuss werden sich alle Augen auf das Dach richten. Dann feuert unser Mann einen zweiten blinden Schuss ab, schwenkt die Tricolore und verschwindet.»

«Auf der Piazza San Marco», fügte Crenneville hinzu,

«wird zweifellos Panik ausbrechen, und man wird sich im Nachhinein daran erinnern, dass die einzige Person, die ...»

Franz Joseph beendete den Satz: «Die nicht von der Panik erfasst wurde, der Kaiser selbst war.» Seine Augen blitzten auf. «Ein Fels in der Brandung, ein *rocher de bronze*, der kalten Blutes das Kommando übernommen hat.»

Crenneville neigte sein graumeliertes Haupt. «Ich bin überzeugt davon, dass das Parlament seinen verhängnisvollen Entschluss sofort revidieren wird. Eindrucksvoller als durch dieses Attentat kann man die Gefährlichkeit der Italiener und die Ineffizienz des militärischen Apparates nicht demonstrieren.»

«Dann fasse ich noch einmal zusammen.» Der Kaiser legte den Federhalter aus der Hand, schloss die Augen und räusperte sich. «Punkt eins. Unser Agent tötet den Spezialisten, der mit dem Sprengstoff nach Venedig kommt, und gibt sich am Bahnhof für ihn aus. Punkt zwei. Er lässt die Gruppe auffliegen, indem er ein paar Spuren für die venezianische Polizei legt. Punkt drei. Er feuert auf mich aus einer Dachluke des Palazzo Reale.»

Der Kaiser schloss abermals die Augen, nur blieben sie diesmal ein wenig länger geschlossen. Als er sie wieder öffnete, waren sie auf Oberst Hölzl gerichtet. «Und diese Platzpatronen? Kann man die mit echten Patronen verwechseln?»

Oberst Hölzl gestattete sich ein fachmännisches Lächeln. «Das ist völlig ausgeschlossen, Majestät. Ich übergebe dem Mann das Gewehr und die entsprechende Munition persönlich.»